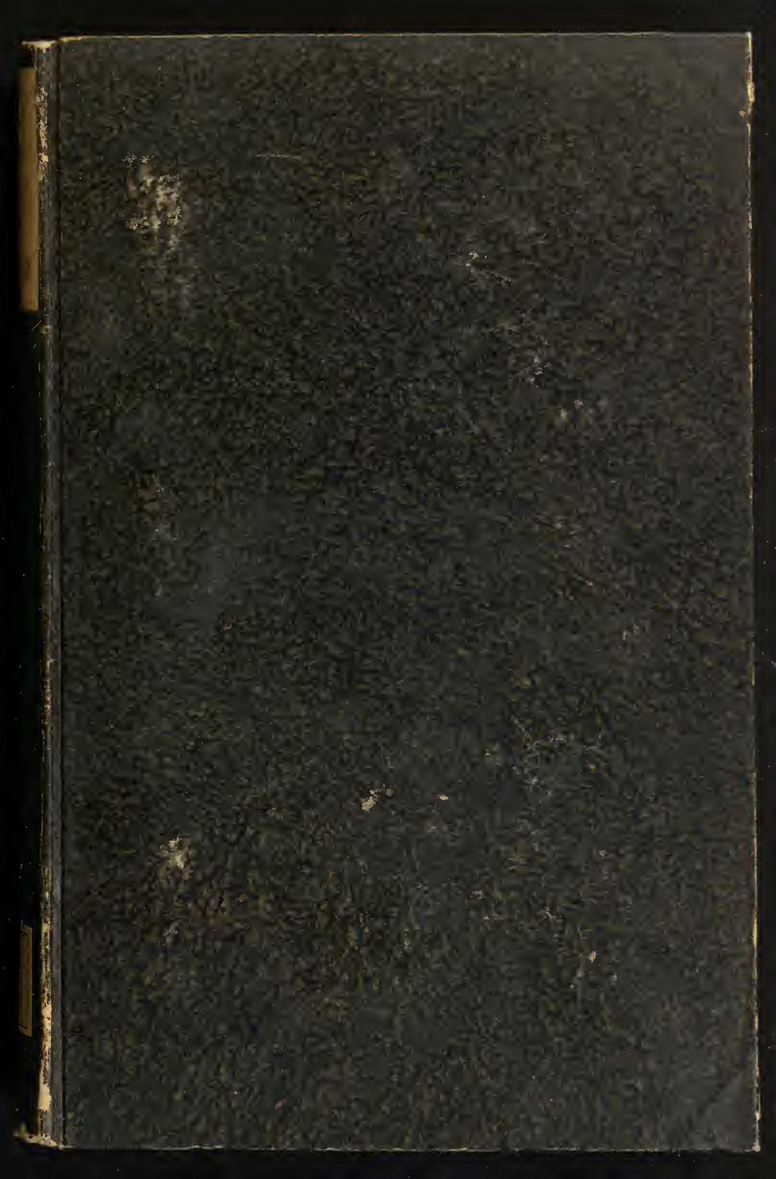


Die Massenbekehrungen in Südindien.

Schon ganz am Anfang der letzten großen Hungersnoth konnte man in indischen Missionsbriefen und -Berichten wiederholt die Hoffnung ausgesprochen finden, daß diese schwere Heimsuchung doch einen heilsamen Eindruck auf die Heiden machen und viele zur Buße bewegen werde. Ohne Zweifel ist es zahlreichen Lesern solcher Aeußerungen gegangen, wie wir bekennen müssen, daß es uns gegangen ist: daß sie nämlich ungläubig den Kopf dazu schüttelten und sich nur wunderten, daß die Missionare draußen, die doch die Hindus besser kennen sollten, immer wieder solchen sanguinischen Hoffnungen sich hingeben können. Das freilich wird niemand haben leugnen wollen, daß dergleichen Landplagen, wie Seuche, Krieg, Hungersnoth wirkliche Heimsuchungen Gottes sind und allerdings die Bestimmung haben, wie eine eiserne Pflugschaar den harten Boden aufzureißen, in welchem der gute Same keimen und Frucht bringen soll. Daß Noth beten lehrt, ist ja eine uralte Erfahrung, und daß Gott die Menschenkinder nicht von Herzen plaget und betrübet, sondern durch seine Zuchtruthe sie nur zur Bekehrung d. h. auf den Weg des Lebens treiben will, das haben ja schon die Propheten deutlich genug gelehrt. Und wenn irgend ein Zweifel übrig wäre, daß auch in neutestamentlicher Zeit solch äußere Gerichte der Ausbreitung des Reiches Gottes Vorschub zu leisten die Bestimmung haben, so braucht man nur in die Offenbarung Johannis hineinzusehn und das Gesicht von den vier ersten Siegeln (Kap. 6) zu lesen. Da wird uns im Bilde des auf weißem Roß daherziehenden Siegers und Eroberers mit der Krone auf dem Haupt und dem weithin treffenden Geschoß in der Hand das siegreich alle Lande durchlaufende Wort

Gottes gezeigt, wie es gegenwärtig von sovielen Bibel- und Missionsgesellschaften in der ganzen Welt verbreitet wird. Was aber bedeuten die drei anderen Reiter auf dem rothen, schwarzen und leichenfarbenen Pferd? Es sind die oben genannten drei Hauptplagen: Krieg, Theurung und Krankheit. Und diese erscheinen im Gefolge jenes ersten Reiters, sind also seine Diener und Werkzeuge. Der Sinn wäre derselbe, wenn sie vor ihm her reiten d. h. ihm den Weg bereiten würden. Und wie oft ist doch dieses Gesicht schon in Erfüllung gegangen! so daß man sagen kann: die ganze Weltgeschichte ist nichts als das Rauschen der Füße dieser grausigen Reiter, die aber alle dem Einen dienen, dem König der Herrlichkeit, der auch ein König ist der Herzen der Menschen. Blos unser Unglaube ist Schuld daran, wohl hie und da auch unsere Unwissenheit, daß wir hievon so wenig merken und darum auch bei neuen Heimsuchungen und Völkergerichten so leicht dem Zweifel oder der Hoffnungslosigkeit Raum geben.

Da ist's gut, daß Gott von Zeit zu Zeit auch in augenfälliger Weise jene Wahrheit uns vorhält und in größerem Maßstab, als wir's gewöhnt sind, die Früchte seiner züchtigenden Gnade zu Tage treten läßt. In diesem Augenblick ist das der Fall, und zwar in Südindien. Schon vor mehreren Monaten schrieb Bischof Caldwell: „Wir haben in dieser Provinz ein merkwürdiges Jahr hinter uns — unser annus mirabilis. Zuerst eine unerhörte Hungersnoth, dann im Laufe eines Monats zwei ebenso unerhörte Ueberschwemmungen, dann Heuschreckenschwärme, von denen man hier noch nie zu leiden hatte, und nun, gleichsam als Ersatz oder Trost für all diese Plagen, Uebertritte der Heiden zum Christenthum auch wieder in unerhörtem Maßstab. In den unter meiner Oberaufsicht stehenden Distrikten von Tinneweli und Ramnad zählen die neuen Bekehrten bereits mehr als 16,000 Seelen. Diese Leute sind nicht durch Unterstützung während der Theurung zu uns herübergezogen worden, denn Unterstützung haben alle ohne Unterschied der Kaste und Religion erhalten; nein, es ist das außerordentliche Wohlwollen, das die Nothleidenden von Seiten unsrer christlichen Regierung und christlicher Privatpersonen zu erfahren bekommen, was unter dem Volk allgemein den Eindruck hervorgebracht hat, daß das Christenthum eben doch die einzige Religion sei, die Spuren eines göttlichen Ursprungs an sich trage. Wir

sind in der größten Verlegenheit, wie wir all diesen Leuten den gewünschten Unterricht verschaffen sollen . . . Wir haben jetzt kleinere oder größere Gemeinden in 150 Dörfern, wo es noch vor kurzem auch nicht einen einzigen Christen gab." Seither ist die Zahl der Uebergetretenen auf 18,000, ja auf 20,000 gestiegen, und am Pfingstmontag wurden auf Anordnung des Bischofs von Madras in allen Kirchen seiner riesigen Diöcese Dankgebete für diese große „Ernte" gesprochen, nachdem der gleiche Bischof früher einen Bußtag wegen der Hungersnoth ausgeschrieben hatte. Die englische Ausbreitungsgesellschaft, in deren Arbeitsgebiet diese Massenbekehrungen vorgekommen waren, beeilte sich naürlich, ihren Freunden in Europa die erfreuliche Kunde mitzutheilen und zugleich bekannt zu machen, daß mindestens 10 weitere Geistliche und 70 Katechisten, sowie jährlich ein Zuschuß von 80,000 M. nöthig sei, um die neuen Leute recht in Pflege zu nehmen und die Bewegung in ersprießlichem Gang zu erhalten.

Es ist charakteristisch für die grenzenlose Gleichgültigkeit des europäischen Publikums in Indien gegen die Mission, daß die englisch-indischen Zeitungen jetzt erst auf die Sache aufmerksam wurden, so daß eine derselben selbst schreiben konnte: „Indien wußte nichts von diesen Bekehrungen, bis eine Nachricht darüber die Runde durch alle Zeitungen in England gemacht hatte." Jetzt wachten die indischen Zeitungsredaktionen auf und wandten sich mit Anfragen an ihre Korrespondenten in Tinneweli, die bisher über jeden elenden Skandal und Stadtklatsch fleißig berichtet, von jenen Uebertritten aber noch kein Wörtlein geschrieben hatten. Da bestätigte es sich denn, daß die Geschichte unwidersprechlich wahr sei, woraus aber für eine gewisse, nicht eben kleine Klasse von Leuten nur folgte, daß man alles thun müsse, um die Thatsachen, die man nicht leugnen konnte, in das ungünstigste Licht zu stellen und die Sache wo möglich lächerlich zu machen. Folgende Zeitungsauszüge werden zeigen, wie gut oder schlecht man das anzugreifen wußte.

Da heißt's an einem Ort über den „Fischzug in Tinneweli": „Wir für unsere Person sehen keinen Grund, die Thatsache nicht zu glauben, daß 17,000 oder sogar mehr Personen sich dem christlichen Bekenntniß, was eben nur ein Bekenntniß ist, zugewandt haben. Wir haben aber die ernstesten Zweifel an der Qualität

des größten Theils dieser Fabrikware! Wenn unsre Regierung blos solche Leute in ihren Dienst nehmen zu wollen erklären würde, die sich zum Christenthum bekennen, so würde entweder eine Revolution oder wahrscheinlicher eine Massenbekehrung daraus folgen, aber den Charakter der so Bekehrten würde man doch wohl mit Recht als sehr zweifelhaft bezeichnen müssen. Schließlich kann freilich aus etwas, was man beinahe ein Uebel nennen möchte, Gutes herauskommen, und so können auch mit der Zeit aus den in Tinneweli und Ramnad Bekehrten noch passable Christen werden. Aber die 60,000 M., die als eine Frucht dieser Massenernte in die Kasse der Missionsgesellschaft in England geflossen sein sollen, scheinen uns — so schmerzlich es zu glauben ist — doch auf einen gelungenen Geschäftsstreich hinzudeuten." Das heißt also mit dürren Worten: die Gesellschaft hat Geld gebraucht und zu diesem Zweck die Freudenbotschaft von zahlreichen Bekehrungen ausgesprengt; das hat gewirkt und 60,000 M. sind durch diesen Kniff aus den Taschen der leichtgläubigen Frommen gelockt worden! So die »Civil and Military Gazette«.

Gefährlicher, weil wohl ernsthafter gemeint, ist das, was in der »Madras Mail« ein Europäer schreibt, der beinah 20 Jahre in Ramnad gewohnt und die besten Gelegenheiten zur Beobachtung gehabt hat, überdies „ein treues Mitglied der englischen Kirche" (?) sein soll: „Es ist nicht wahr, lautet sein Brief, daß in diesem Distrikt die Zahl der Bekehrten der Ausbreitungsgesellschaft sich bedeutend vermehrt hat. Ich habe einige hundert armer Bauern gesehn, die von den Missionaren mit Reis aus dem Hungersnoth-Fond beschenkt wurden. Natürlich erhielten sie auch Religionsunterricht dazu, aber sobald es keine Fütterung mehr gab, waren diese Reischristen verschwunden. Ich wünsche der Mission alles Gelingen; aber diese verdrehten Bekehrungsgeschichten thun der Sache nur Schaden. Ich kann in Aufrichtigkeit sagen, daß ich nach aller Erfahrung, die ich von der Arbeit der Ausbreitungsgesellschaft in dieser Gegend habe, dieselbe für vergeblich (a failure) halte."

Nach solchen Aeußerungen von europäischen Christen kann es nicht Wunder nehmen, wenn „gebildete Hindus" gleichfalls über das Vorgefallene die Nase rümpfen, nur daß sie dabei mehr Witz und guten Geschmack an den Tag legen. In der »Native Public Opinion« („Einheimische Oeffentliche Meinung") bekommen wir

Folgendes zu hören: „Wer immer die Redensart aufgebracht haben mag, daß das Zeitalter der Wunder vorüber sei, er muß bekennen, daß er sich arg getäuscht habe, wenn er die Bedeutung des großen Faktums zu würdigen versteht, daß mehr als 16,000 Eingeborne aus Tinneweli und der Nachbarschaft sich an Bischof Caldwell mit der Bitte um Unterricht und Taufe gewandt haben. Wenn sechszehntausend Seelen auf einmal durch die Gnade Gottes dazu gebracht werden den rechten Heilsweg einzuschlagen, so ist das gewiß ein Wunder! — Das ungefähr ist die Quintessenz einer Menge von Artikeln, die wir neuerdings in christlichen Blättern gelesen haben und von denen wir gründlich genug gekriegt haben. Wir glauben, daß gewisse Umstände gehörig in Erwägung gezogen werden müssen, bevor man dies merkwürdige Phänomen verstehen kann. Was war die Kaste und die gesellschaftliche Stellung dieser — wie man uns sagt und wie wir daher zu glauben verbunden sind — freiwillig zur Taufe sich meldenden Leute? Die Leute von Tinneweli, die sich erboten haben Christen zu werden, gehörten einer Kaste an, die eine vergleichsweise niedrige Stellung in der Gesellschaft einnimmt. Lang haben sie Gelegenheit gehabt, mit Christen umzugehen und ihre Vorurtheile gegen das Christenthum müssen dadurch mit der Zeit geschwunden sein. Ueber die Frage, ob diese Taufbewerber wirklich einen göttlichen Ruf zum Christwerden gefühlt haben, kann man nur Eine Meinung haben. Die meisten von ihnen sind unwissende Menschen, die weder Neigung noch Fähigkeit besitzen eine Religion mit der anderen zu vergleichen und sich über die Vorzüge der einen oder anderen ein Urtheil zu bilden. Wir übertreiben ganz gewiß nicht, wenn wir versichern, daß wahrscheinlich nicht Einer unter Tausenden von ihnen irgendetwas mehr vom Christenthum weiß als vom Hinduismus. Die Bekehrungen können daher zum größten Theil unmöglich aus klarer Ueberzeugung hervorgegangen sein. Die Hungersnoth, sagt man uns, war eine besondere Heimsuchung. Gewiß, aber in ganz anderem Sinne, als christliche Schriftsteller uns weiß machen wollen. Sie war eine besondere Veranstaltung der Vorsehung, weil 16,000 Menschen, die sonst nie ans Christwerden gedacht hätten, durch die Qualen des Hungers gleichzeitig bewogen wurden, ihren Mangel an Glauben an den Hinduismus zu erklären. Die Hindugötter, an die sie früher so gläubig waren, hatten sie

in der Stunde der Noth im Stich gelassen. Als Theurung im Lande herrschte, als Hunger und Krankheiten Tag für Tag Tausende hinrafften, da stellten keine Hindugötter zur Hilfe sich ein; aber christliche Missionare, wohlversehen mit Geld aus England, waren allezeit bereit die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden, die Kranken zu heilen und den Elenden zu helfen. Das sind doch wahrlich mächtige Ursachen der Bekehrung. Das Dilemma, vor welches diese armen Leute sich gestellt sahen, war dies: bleiben wir Hindus, so bekommen wir keine Unterstützung, so müssen wir Hungers sterben; geben wir aber zu, daß wir den Hinduismus verabscheuen, ja sagen wir dem Bischof und seinen Angestellten, daß wir Christen zu werden wünschen, so werden wir in die Hürden hereingelassen, werden gespeist, gekleidet und versorgt wie Gottes eigene Kinder. Solch einem Dilemma gegenüber ist ihre Handlungsweise wohl nicht sehr überraschend. Die leibliche Noth hat natürlich die Schuppen von ihren Augen fallen lassen und ihnen die Mängel des Hinduismus einer- die Vorzüge des Christenthums andrerseits aufgedeckt, gegen welche sie früher gleich blind waren. Der leibliche Hunger, der durch die Theurung herbeigeführt war, hat auf eine ganz klar durchschaubare Weise den geistlichen Hunger erzeugt, den sie sonst nie empfunden haben würden!

„Indessen drängt sich uns eine Frage auf: was in aller Welt ist denn der Nutzen solcher Bekehrungen? Ein guter Christ, mag er nun in seinem Glauben Recht haben oder Unrecht, ist ein durchaus achtungswerther, würdiger Mann, und je größer die Zahl solcher Christen an einem Ort, desto besser für denselben. Aber sind diese 16,000 Neubekehrten lauter gute Christen? Wenn, wie man annehmen muß, der Hunger sie zu Christen gemacht hat, so kann man sie hiefür zwar nicht tadeln, aber doch auch nicht loben. Nur ein Dutzend Uebertritte aus der Zahl der gebildeten Hindus würde ein besserer Beweis für die Macht des Christenthums sein, als ebensoviel tausend Bekehrungen wie diese in Tinneweli. Solange es den zahlreichen Missionsgesellschaften in Südindien noch nicht gelungen ist Männer zu bekehren, die im Stande sind für sich selbst zu prüfen und zu denken, *) so lange müssen wir bei der Behauptung bleiben, daß es ihnen nicht gelungen ist, ihren Zweck zu erreichen; und wie sehr sie sich selbst zur bloß

*) Als wenn es keine solchen gäbe!

numerischen Vermehrung ihrer Christengemeinden Glück wünschen mögen, ihr Sieg ist kaum besser als eine Niederlage, und Fernerstehende können keinen anderen Eindruck bekommen als den, daß sie das Wesen dem Schein geopfert und die leichtere, scheinbar zwar großartigere, in Wirklichkeit aber ganz nutzlose statt der schwereren Arbeit erwählt haben, die wirklichen Werth hätte, aber freilich weniger zu Selbstruhm und Lärmmachen Gelegenheit gäbe."

Diese Auslassungen eines „gebildeten" Heiden überheben uns der Mühe, unsere Leser vor Ueberschätzung der Bewegung in Tinneweli zu warnen, die auch noch niemand als eine Erweckung oder deß etwas bezeichnet hat. Es ist ganz wahr, daß die Uebertretenden von niederer Kaste sind, ebenso wahr, daß sie ungebildet sind, halbwahr wenigstens und durchaus nicht zu beklagen, daß sie durch jahrelange Bekanntschaft mit eingebornen Christen auf diesen Schritt allmählich vorbereitet worden sind, unwahr aber ist es, daß sie je zwischen dem Hungertod und dem Christwerden eine Wahl zu treffen hatten. Wie gering man diese Leute aber auch taxiren mag, so bleibt es etwas, wofür man Gott danken darf, daß Er in einem Lande wie Indien, wo jeder einzelne, selbst der Geringste und Verachtetste, von irgendwelchen Banden der Kaste und Familie gebunden und gegen das Christenthum durch eine wahre Mauer von Vorurtheilen und Hindernissen abgesperrt ist, daß Gott es da einer so großen Zahl hat gelingen lassen sich loszumachen und in eine Verbindung mit Seiner Gemeinde zu treten, welche aus den Dummen Kluge und aus den Verlorenen Gerettete machen kann. Wir haben früher schon (S. 294 f.) mitgetheilt, was der ehrwürdige Bischof Caldwell zur richtigen Beurtheilung dieser Massenübertritte gesagt hat. Es ist aber vielleicht nicht überflüssig, auch noch den an die oben erwähnte Zeitung (Madras Mail) gerichteten Brief eines seiner Missionare anzuführen, damit jedermann sich selbst ein Urtheil über die Sache bilden könne.

„Ich habe die Ehre, schreibt Miss. Spencer, zur Ausbreitungsgesellschaft zu gehören und wage es trotz des in Ihrem Blatt so laut proklamirten Mißtrauens gegen diese Gesellschaft einige einfache Thatsachen in Betreff der vielbesprochenen Uebertritte anzuführen. In einem Winkel des Kaddapa-Distrikts habe ich aus Privatbeiträgen, aus den Mitteln der Ausbreitungsgesellschaft und dem Londoner (Mansion House) Hungerfond Gaben

an die Nothleidenden vertheilt. Mit Ausnahme von 1—2 kleinen Summen aus den Privatbeiträgen habe ich all' diese Gelder mit so strenger Unparteilichkeit bloß an die Bedürftigsten aller Klassen verabreicht, daß ich mir den Unwillen vieler Christen in den mir anvertrauten Gemeinden zugezogen habe. Die Art, wie ich dabei verfuhr, durch Krankheit und ein reizbares Temperament beeinflußt, sowie meine Versuche, Betrügereien unter getauften und ungetauften Anhängern der Mission in Bezug auf die von der Regierung gereichten Unterstützungen nicht aufkommen zu lassen, machten mich vollends unbeliebt bei den Leuten. Ueberdies gestehe ich mit Scham, was manche Ihrer Leser freilich für keine Schande halten werden, daß ich mich nicht entschließen konnte während der Vertheilung von Gaben zugleich direkt zu missioniren. Und doch haben kleine Häuflein aus 18 verschiedenen Dörfern um christlichen Unterricht gebeten, theils erstmalig, theils schon zum zweitenmal. Sie gehören der gleichen Volksklasse an, aus welcher unsere jetzigen Christen sich rekrutirt haben. Einige dieser Leute wohnen an Orten, die ich nie besucht habe und an welche auch meine eingebornen Gehilfen nur selten gekommen sind. Wäre an meiner Stelle ein Missionar dagewesen, der auch nur einen kleinen Theil von Bischof Caldwell's Weisheit, Eifer und Geduld besessen und nur ein wenig gearbeitet hätte wie dieser, so glaube ich, daß wenigstens zehnmal mehr Leute zu uns übergetreten wären als jetzt der Fall ist. Angestellte der amerikanischen Baptistenmission (?) haben in einem Theil des Distrikts, wo ich arbeite, ebenfalls die Hungernden unterstützt, aber bloß solche, die schon zu ihnen gehörten; und nun höre ich, daß große Schaaren sich ihnen angeschlossen haben, ebenfalls aus der Volksschichte, zu welcher ihre früheren Christen gehörten.

„Die Hungersnoth hat die Leute nicht nur leiblich, sondern auch innerlich getroffen und gebeugt. Sie sind sanft und demüthig im Vergleich mit früher geworden, und das ist an und für sich schon eine gewisse Vorbereitung fürs Christenthum. Ein paarmal habe ich Worte frommen Trostes an die leidenden Heiden gerichtet, und sie haben dieselben begierig aufgenommen. Viele haben das Vertrauen auf sich selbst und auf ihre Götter verloren. Sie sind wie Schafe ohne Hirten. Ihr Gefühl ist das: „wohin sollen wir uns wenden? wem sollen wir unser Vertrauen schenken?" Sie

wissen, daß die Regierungsbeamten und Privatpersonen, die sich ihrer angenommen, ja für sie gearbeitet und gelitten haben, Christen sind und daß ihre eigenen Religionsgenossen, auch eine heidnische Regierung, nie soviel für sie gethan hätte. Sie vergleichen das Verhalten der Christen mit dem ihrer eigenen Volksgenossen, namentlich derer, die noch nie unter christlichem Einfluß gewesen, und sie bekommen den Eindruck, daß Gott und die Wahrheit auf unserer Seite sind. Wie oft haben sie — leider — zu ihren christlichen Wohlthätern gesagt: „ihr seid Götter." *) Selbst wenn man zugibt, daß viele der Uebergetretenen oder gar alle eben deswegen zu uns gekommen sind, weil sie unser Brot gegessen haben und satt geworden, so ist das zwar kein hoher Beweggrund — wenig besser als die Anhänglichkeit eines Thieres an den, der ihm zu essen gibt, aber diese Anhänglichkeit ist doch etwas Anderes, als die berechnende Verstellung, welche um gespeist zu werden ein christliches Bekenntniß ablegt; und so gering man sie auch anschlagen mag, man wird doch nicht behaupten wollen, daß wir die Gelegenheit nicht benutzen sollten, diese Leute zu heben und ihnen den erbetenen Unterricht zu ertheilen. Aber in allem Ernst, ich glaube, daß das „Wunder" einen tiefen Eindruck nicht nur auf die Uebertretenden, sondern auch auf die noch Fernstehenden gemacht hat, das Wunder nämlich, daß eine Nation, die sie bisher für hartherzig**) und keineswegs für freigebig oder wohlthätig gehalten, nun durch die Leiden des indischen Volkes tief gerührt worden und zur Linderung derselben große persönliche und Geld-Opfer gebracht hat. Ich glaube von Herzen an die Wunder der Evangelien, aber ich vergesse nicht, daß der, der sie wirkte und auch seine Jünger Aehnliches wirken ließ, daß Er die heilbringende Gnade höher stellte als alle Wunder, daß Paulus die Liebe über alle Wunder pries, und Jesus selbst seinen Jüngern verhieß, sie würden größere Werke thun als Er gethan. Eins von diesen größeren Werken — mit demüthiger Scheu sage ich es — ist nach meiner Ueberzeugung die Hilfe, welche das christliche England in dieser Hungersnoth den Hindus geleistet hat. Die Wunder Christi

*) Das will in Indien nicht viel heißen; jeder Arme redet den Vornehmen als Gott an!

**) Man denke nur an Babu Kesab Tschander Sen's berühmte Rede, in welcher er die Europäer, resp. Engländer mit reißenden Wölfen vergleicht.

und seiner Apostel hat man mit Blüthen verglichen, die reifen Früchte aber sind Werke der Liebe und ein heiliges Leben, und wennd urch den Anblick jener schon ganze Schaaren bekehrt wurden, so ist's ja begreiflich, daß auch diese nicht ohne Wirkung bleiben.

„Die eingebornen Christen (und die europäischen! Red.) sind nirgends vollkommen. Die in meinen Gemeinden haben viele Fehler und ich versäume nicht, ihnen dieselben vorzuhalten. Während der Hungersnoth haben die sie auf allen Seiten umgebenden verderblichen Einflüsse leider schlecht auf sie gewirkt. Aber trotz alle dem ist ihr Wandel im Ganzen ein besserer als der der Heiden, selbst solcher Heiden, welche höheren Kasten angehören. Auch in den schwersten Tagen des Mangels verließen sie doch nicht ihre Eltern und ließen doch ihre Kinder nicht Hungers sterben. Der Zusammenhang mit den Missionaren und alles, was christlicher Einfluß ihnen gegeben hatte, befähigte unsere eingebornen Christen unter den Schaaren armer Leute, die sich zu den von der Regierung veranstalteten Notharbeiten drängten, eine Art Anführerrolle zu spielen und selbst solchen voranzugehn, die früher ihre eigenen Arbeitgeber gewesen waren. Und diese letztern hatten nichts dagegen: sie wußten, daß sie unter christlichen Vormännern besser daran seien, als unter heidnischen. Diese Stellung, welche unsere Christen ohne die geringste Einmischung von meiner Seite einnahmen und die Achtung, die sie genossen, machte natürlich großen Eindruck auf die Heiden, namentlich auf ihre früheren Kastengenossen, die jetzt tief unter ihnen standen. Dazu kam, daß ich Missionsgehilfen an die verschiedenen Arbeitsplätze sandte, um mit den Christen Gottesdienst zu halten und den allgemeinen Betrügereien entgegenzuwirken. Einige eifrige junge Leute, obgleich keine bezahlten Lehrer, leisteten aus freien Stücken ähnliche Dienste. Manchmal konnten die Heiden sehen, wie die Christen sich unter einem Schattenbaum zum Gebet versammelten und wie vielleicht ein Schulknabe in freien Augenblicken hie und da sein N. Testament las, je und je auch den Gesang eines christlichen Liedes hören oder an einer Unterhaltung über religiöse Dinge theilnehmen; und alles dies hat die vorher schon verbreitete wenn auch unklare öffentliche Meinung verstärkt, daß Gott und die Wahrheit auf Seite der Christen sind.

„Ich nehme um so weniger Anstand das alles zu schreiben,

da es nicht im Geringsten mein Verdienst ist. Was ich sage ist dies: wenn schon auf meinem Arbeitsfeld einige Aehren haben aufgelesen werden können, so ist es gar nicht zu verwundern, daß da wo Bischof Caldwell wirkt, und zwar in Gemeinschaft mit einer Schaar von Christen, die unsere Freude und Krone sind, daß da eine ganze Ernte eingeheimst wird. Ueberall, wo lange missionirt worden ist, herrscht unter den Leuten, namentlich unter den Klassen, aus welchen schon Uebertritte stattgefunden haben, ein Gefühl, daß das Christenthum die beste, die wahre Religion ist. Kasten- und andere weltliche Rücksichten hindern die meisten an der Bekehrung und manche halten sich geradezu für zu schlecht fürs Christenthum oder dieses für zu gut für Leute wie sie.

„Auf der anderen Seite versteht es sich von selbst, daß eine Bitte um christlichen Unterricht noch lange keine Bekehrung ist; aber sehr oft ist eine solche Bitte der erste Schritt dazu. Zuweilen ändert ein Drittel aller Taufbewerber wieder seinen Sinn, oft kann nur die Hälfte schließlich getauft werden. Zuweilen fällt ein ganzes Dorf wieder ab. Die herrschende Praxis bei den Missionaren der Ausbreitungsgesellschaft in Südindien ist die, nicht schnell zu taufen. Ein gewisses Maß von Erkenntniß, von Besserung, von Rechtschaffenheit wird dazu erfordert, nicht bloß ein Bekenntniß des Mundes. Die Gabe der Geisterprüfung war nie allgemein. Auch in der Apostelzeit wurde ein Simon der Zauberer getauft, und Henry Martyn's Bekehrte sowie die Erstlinge der Sirampur-Mission machten auch nicht lauter Freude. Man wirft uns vor, daß wir die Kaste dulden. Soviel ich weiß, verabscheuen wir alle, Kommittee und Missionare, die Kaste und wenden jedes vernünftige Mittel, nur keinen Zwang, dagegen an.

„Aber man fragt (als Vorwurf und Verdächtigung gegen das von der Ausbreitungsgesellschaft Berichtete): Warum hat die Englisch-kirchliche Gesellschaft nichts Aehnliches erlebt?" Hierauf sagt der Verfasser des Briefes einiges zur Erklärung, weist darauf hin, daß Aehnliches ja noch kommen kann und fährt dann fort: „Aber der Englich-kirchlichen Mission fehlt es doch wahrlich nicht an Erfolg: die 18 Bekehrten jenes blinden Schulmeisters (die aus hoher Kaste kamen und nicht nur so mit dem großen Haufen liefen), die Uebertritte, welche in Folge der Reisepredigt der Miss. Fenn und Meadows stattfanden; das Werk im Telugu-Land, Miss. Lash's

weitausgebreitetes Netz von Mädchenschulen, Frau Satjanadan's zahlreiche Zenanaschulen und Mädchenschulen in Madras u. s. w., das sind Dinge, für welche jeder Missionar mit Freuden Gott dankt und die von niemand angezweifelt werden. Die Ausbreitungsgesellschaft aber bringt man in den Verdacht, als habe sie Bekehrungen oder Bekehrungsgeschichten fabrizirt — um Geld zu machen!"

Es ist recht traurig, daß solche Streitereien sich an die Massenbekehrungen in Tinneweli gehängt haben, namentlich wenn es den Weltleuten gelungen sein sollte, etwas wie Neid oder Konkurrenzgeist — diesen Teufelssamen — unter die Arbeiter der beiden großen englischen Gesellschaften auszustreuen. Doch haben wir die gute Zuversicht, daß die Sache im Segen fortgehn und das glimmende Docht in den Herzen der Tausende nicht ausgelöscht, sondern durch treue Pflege zu hellerem Brennen wird gebracht werden. Besser wäre es freilich, wenn diese Arbeit unbeschrieen geschehen könnte und die Lehrer der Unmündigen sich nicht zu vertheidigen brauchten gegen die Vorwürfe solcher, die weder vom christlichen Lehren noch vom christlichen Lernen etwas verstehen; aber auf der anderen Seite ist's doch wieder ein Gewinn, wenn die Augen der großen Welt auf die Missionsarbeit gerichtet werden: die Missionare werden dann um so gewisser vor Ueber eilung und Uebertreibung sich hüten, und über all dem Anklagen und Vertheidigen lernt doch vielleicht mancher das Werk kennen und achten, der sonst wenig darnach gefragt hätte.

Sachgemäßer und nüchterner als viele andre — Feinde oder Freunde — scheint uns der ehrwürdige Herausgeber des „Bombay Guardian" zu urtheilen. Er macht folgende kurze Bemerkungen zu den Uebertritten in Südindien: „Die Hindus hängen so untereinander zusammen, daß viele, die dem Christenthum günstig gestimmt sind, bloß dadurch vom wirklichen Uebertritt zurückgehalten werden, daß sie sich nicht in der Lage finden, einen solchen Schritt ihren Verwandten und Angehörigen gegenüber zu rechtfertigen. Wenn sie irgend etwas vorweisen könnten, was bei anderen auch nur halbwegs als Rechtfertigung angesehen werden würde, so hätte ihr Zögern ein Ende. Durch die in der Hungersnoth von Christen geleistete Hilfe ist vielen ein solcher — Vorwand möchte man fast sagen, zutheil geworden. Jetzt können sie sagen: wir wären zu Grunde gegangen, wenn die Wohlthätigkeit der Christen nicht

gewesen wäre; von den Brahmanen oder von unseren Priestern oder Kastengenossen haben wir keine Hilfe erhalten, sondern fast ausschließlich von Christen. Da wir diesen unser Leben verdanken, hat auch ihre Religion einen Anspruch an uns, und wir nehmen dieselbe an. Unsere eigenen Götter haben wir genug versucht, aber sie haben uns im Stich gelassen: wir riefen zu ihnen, aber sie halfen uns nicht. Wir glauben, daß viele der in Südindien Uebergetretenen ungefähr so gedacht haben. Ferner ist's bekannt, daß ein Hindu leichter einen Schritt thut, den er in Gesellschaft vieler anderen thun kann. Das Kreuz wird erstaunlich viel leichter, wenn Hunderte zusammen stehen, und sind es einmal Hunderte, so werden daraus leicht Tausende. Doch darf man nicht vergessen, daß nicht alle, die das Christenthum annehmen, deswegen auch im biblischen Sinne Christen werden. Sie müssen wiedergeboren werden. Und hiezu ist bloßer Unterricht nicht genug. Der Geist Gottes muß sie strafen um die Sünde und um die Gerechtigkeit und Christus als ihren Heiland und König in ihren Herzen verklären." Mit diesem Urtheil wird man sich gern einverstanden erklären.

Wie nichtig übrigens die oben erwähnte Verdächtigung ist, geht schon daraus hervor, daß ja auch andere Missionen ähnliche Erfahrungen gemacht haben, so die Basler Gesellschaft in Süd-Mahratta, die Amerikaner in Madura*) und neuerdings in noch größerem Maßstab die Scuddersche Mission in Arkot. Scudderische nennen wir dieselbe, weil sie von sieben Söhnen des bekannten Dr. John Scudder,**) die alle Missionare und zugleich fast alle Doktoren der Medicin waren, gegründet wurde. Drei derselben stehn jetzt noch in der indischen Missionsarbeit, die anderen

*) Am 17. April schrieb Miss. Tracy aus Tirupuwanam: „In mehreren Dörfern bitten neue Gemeinden um Unterricht; ja, sie kommen schneller als ich im Stande bin Lehrer für sie zu finden. Ein Katechist sagte mir vor einigen Tagen, daß in einem Dorf nicht weit von Essaly beinah 20 Familien nach Unterricht verlangten. So ist es. Die Arbeit wächst und das Bedürfniß nach treuen frommen Arbeitern ist groß." Miss. Chandler schreibt am 11. Mai: „Die Hungersnoth hat nicht nur traurige, sondern auch erfreuliche Folgen gehabt. Das Vertrauen auf die Götzen ist bei vielen geschwächt, sie sind freundlicher gegen die Christen und bereitwilliger, christliche Bücher zu lesen sowie sich über unsere Religion aufklären zu lassen." Es fehlt nur an Arbeitern, aber auch an Geldmitteln z. B. zum Kapellenbau, Schulen &c.

**) Siehe Dr. J. Scudder's Leben, Missionsbuchhandlung, Basel.

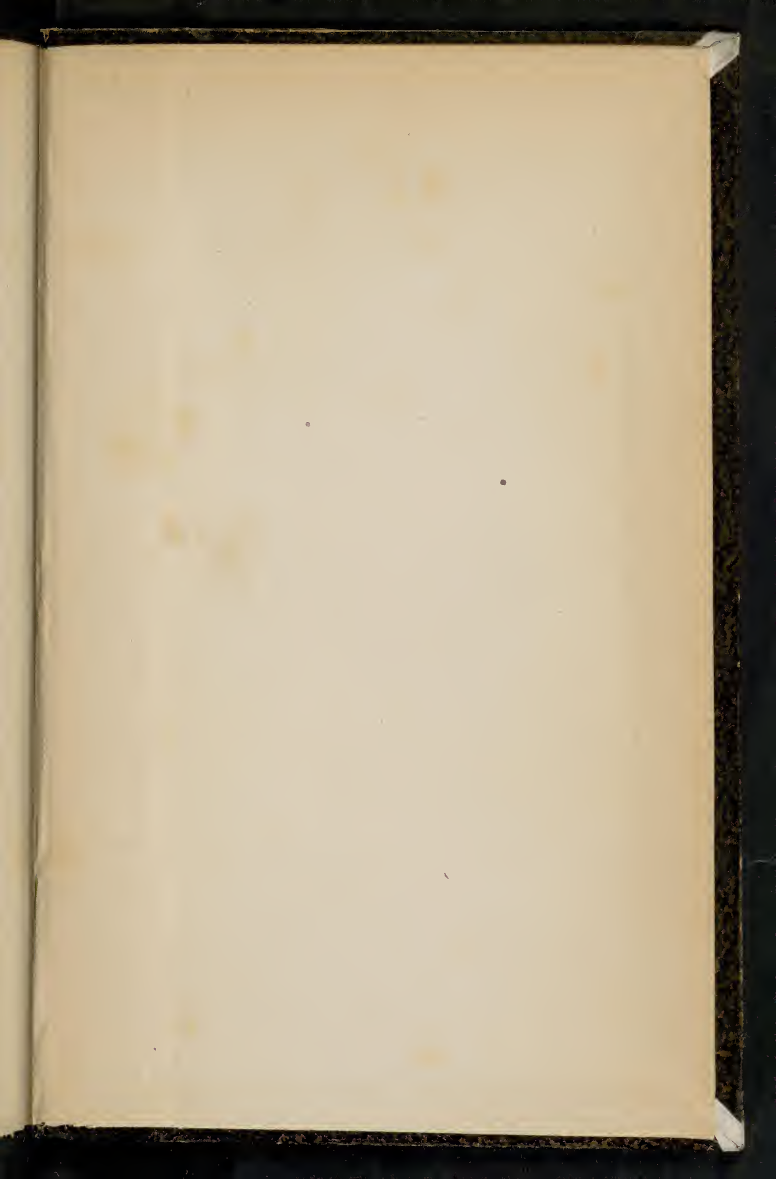
sind meist nach Amerika in den dortigen Kirchendienst zurückgekehrt; dagegen sind andere Männer an ihre Stelle gekommen, die ebenfalls mit viel Hingebung und Geschick als Prediger wie als Aerzte das Vertrauen der Hindus zu gewinnen verstanden haben. Das Hauptquartier dieser Mission befindet sich in Arkot, einer Stadt, welche einst die Residenz der großen Nabobs des Karnataka-Landes war und wo dann die englische Waffenmacht unter Clive ihre ersten entschiedenen Triumphe in Indien feierte. Eine zweite Station ist Madanapalli, wo Dr. Chamberlain ein Spital und mehrere andere nützliche Anstalten, zum Theil mit Hilfe wohlmeinender Heiden, ins Leben gerufen und sich durch glückliche Kuren nicht nur, sondern auch durch sein liebenswüdiges, dienstfertiges Wesen einen Namen gemacht hat. Da Arkot gerade auf der Grenze zwischen dem Telugu- und dem Tamilgebiet liegt, wird unter zwei verschiedenen Bevölkerungen und in zwei Sprachen missionirt. Große sichtbare Erfolge hatte man lange nicht aufzuweisen, dagegen wiederholt mit Geldmangel zu kämpfen. Vor etwa 5 Jahren schien es, als rege sich unter den Telugus etwas, die gehegten Erwartungen giengen aber nicht alle in Erfüllung, obschon der damals ausgestreute gute Same gewiß nicht verloren sein wird und immerhin aus den Malas und Madigas, den niedrigsten Kasten des Landes, manche Seele gewonnen wurde.

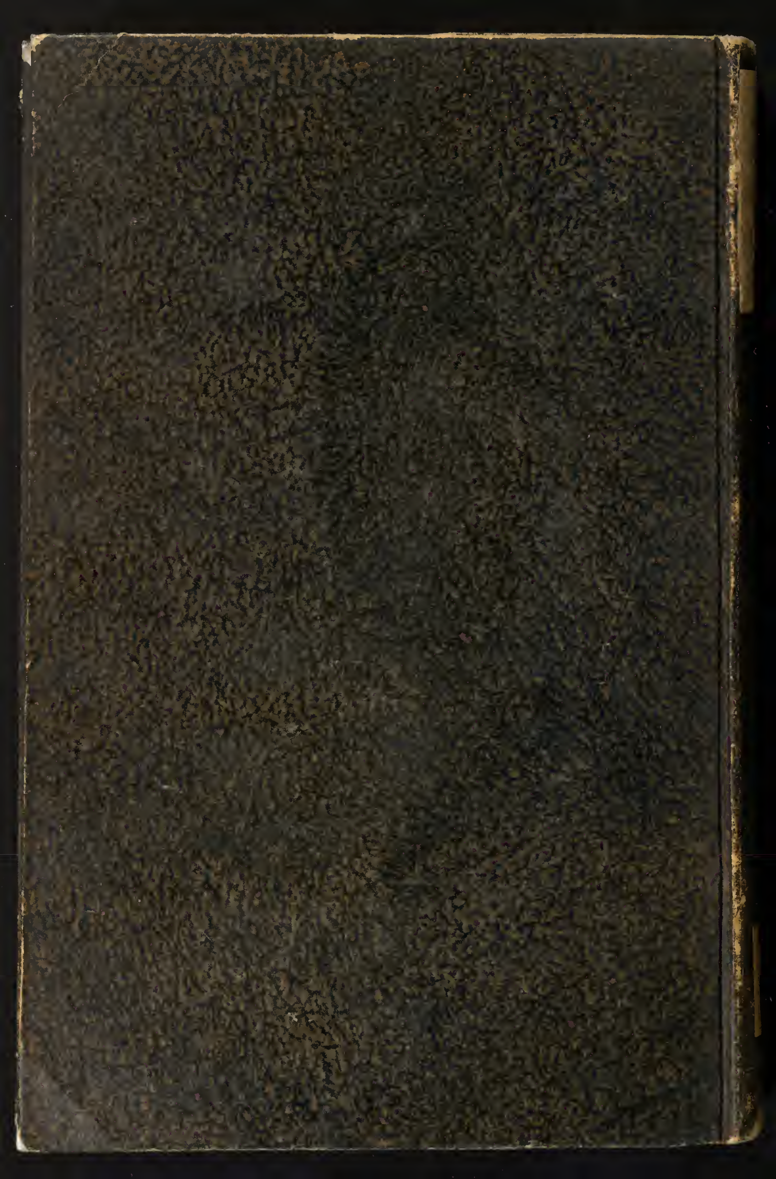
Auch jetzt sind es die Verachteten und Geringen, diesmal aber unter den Tamilern, welche sich den Missionaren angeschlossen haben. Doch berichtet ein eingeborner Mitarbeiter der Missionare, daß von den 18 Dörfern, deren Bewohner er in die christliche Gemeinschaft aufgenommen habe, zwei von „Kastenleuten" bevölkert seien und in einem auch der Monegar oder Schultheiß an der Spitze von eilf Familien übergetreten sei. Diese haben die heilige Schnur zerrissen, das Lingam abgelegt und mit den Christen — gegessen, was immer der sicherste Beweis ist, daß jemand mit seiner Kaste wirklich zu brechen entschlossen ist. In einem anderen Dorf in Süd-Arkot ist aus 15 Familien eine neue Gemeinde entstanden, in der außer den Parias nun drei verschiedene Kasten vertreten sind. Im letzten Jahresbericht dieser Mission lesen wir u. A.: „Was die Aufnahme betrifft, welche das Evangelium bei den Heiden findet, so sind Missionare und eingeborne Gehilfen einstimmig darüber, daß dieselben noch nie eine freundlichere Ge-

sinnung gegen das Evangelium an den Tag gelegt haben. Der Name Jesu Christi, der selbst in den abgelegensten Dörfern kein unbekannter Klang mehr ist, wird überall mit wenig oder gar keinem Widerspruch aufgenommen. Daß der Prediger geschmäht oder lächerlich gemacht wird, hat fast ganz aufgehört, und Dorfbeamte, welche früher den Missionar mit Mißtrauen ansahen, sind jetzt seine Freunde geworden und sehen mit Vergnügen seinen regelmäßigen Besuchen im Dorf entgegen. Es ist nicht selten vorgekommen, daß der Dorfbeamte den niedrigeren Kasten gerathen hat, Christen zu werden und freiwillig dem Missionar bei der Erwerbung von Bauplätzen behilflich gewesen ist. In einem unserer Berichte, der vor zehn oder mehr Jahren herausgegeben wurde, ist ein reicher Grundbesitzer erwähnt, der ein sehr entschiedener Gegner des Christenthums und ein Verfolger der Bekehrten war. Der gleiche Mann ist heute einer der besten Freunde des Missionars in der betreffenden Gegend und sein Haß gegen die Christen ist ins Gegentheil umgeschlagen." Im Ganzen sind es 6000 Heiden, die sich der amerikanischen Mission angeschlossen haben. In jedem Dorf oder jeder Gemeinde ist ein Katechist angestellt, dessen Aufgabe darin besteht, den Tag über die Kinder, in den Abendstunden dann die Erwachsenen zu unterrichten, Gottesdienste zu halten und christliche Ordnung und Sitte einzuführen. Die Missionare wissen, daß diese Leute zunächst auch infolge der Hungersnoth sich dem Christenthum zugewandt haben, sie freuen sich aber von Herzen, daß soviel ihre Götzen weggeworfen haben und unter christlichen Einfluß gekommen sind *).

Mehr wird niemand als Frucht von der Hungersnoth erwartet haben. Tausende sind durch den schwarzen Reiter in den Bereich des Wortes Gottes gebracht worden und „soviele ihrer zum ewigen Leben verordnet" sind, werden für Zeit und Ewigkeit eine Beute des großen Siegesfürsten bleiben, der auch sie zu seinen Unterthanen hat haben wollen. Grund genug, Gott zu danken.

*) In Ahmednagar haben hochkirchliche Anglikaner 1300 Heiden getauft, wohl zu schnell!





Die Massenbekehrungen in Südindien.

Schon ganz am Anfang der letzten großen Hungersnoth konnte man in indischen Missionsbriefen und -Berichten wiederholt die Hoffnung ausgesprochen finden, daß diese schwere Heimsuchung doch einen heilsamen Eindruck auf die Heiden machen und viele zur Buße bewegen werde. Ohne Zweifel ist es zahlreichen Lesern solcher Aeußerungen gegangen, wie wir bekennen müssen, daß es uns gegangen ist: daß sie nämlich ungläubig den Kopf dazu schüttelten und sich nur wunderten, daß die Missionare draußen, die doch die Hindus besser kennen sollten, immer wieder solchen sanguinischen Hoffnungen sich hingeben können. Das freilich wird niemand haben leugnen wollen, daß dergleichen Landplagen, wie Seuche, Krieg, Hungersnoth wirkliche Heimsuchungen Gottes sind und allerdings die Bestimmung haben, wie eine eiserne Pflugschaar den harten Boden aufzureißen, in welchem der gute Same keimen und Frucht bringen soll. Daß Noth beten lehrt, ist ja eine uralte Erfahrung, und daß Gott die Menschenkinder nicht von Herzen plaget und betrübet, sondern durch seine Zuchtruthe sie nur zur Bekehrung d. h. auf den Weg des Lebens treiben will, das haben ja schon die Propheten deutlich genug gelehrt. Und wenn irgend ein Zweifel übrig wäre, daß auch in neutestamentlicher Zeit solch äußere Gerichte der Ausbreitung des Reiches Gottes Vorschub zu leisten die Bestimmung haben, so braucht man nur in die Offenbarung Johannis hineinzusehn und das Gesicht von den vier ersten Siegeln (Kap. 6) zu lesen. Da wird uns im Bilde des auf weißem Roß daherziehenden Siegers und Eroberers mit der Krone auf dem Haupt und dem weithin treffenden Geschoß in der Hand das siegreich alle Lande durchlaufende Wort